

KRAPP



# **Zeitschrift**

der

**Deutschen morgenländischen Gesellschaft**

herausgegeben

von den Geschäftsführern.

---

**Dritter Band.**

Mit einer xylographirten Beilage.

**Leipzig 1849**

---

Nachdruck genehmigt von der  
Deutschen Morgenländischen Gesellschaft

KRAUS REPRINT LTD.

Nendeln, Liechtenstein

1966

## Von der afrikanischen Ostküste.

Mittheilungen des Missionar Krumpf<sup>1)</sup>.

— In Ihren Aufsätzen in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft (Bd. 1.) haben mich zwei Gegenstände vorzüglich angezogen und mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Zuörderst haben Sie mit wenigen Worten dem Reisewerke des Major *Harris* seine richtige Stelle angewiesen, und mit Recht das poetische Gewand desselben getadelt. Sie haben, ohne dass Sie mein persönliches Verhältniss zu *Harris* kannten, richtig gesehen, wenn Sie es aussprechen, dass in den Tagebüchern der Glaubensboten eigentlich die Hauptsache von dem Werke des Major *Harris* schon enthalten sei. *Harris* konnte bei der Abfassung seines Buches kaum mein gedrucktes Journal in den Händen haben, aber mein sechsmonatlicher Aufenthalt mit ihm in Ankober in Shea brachte ihn in den Besitz beinahe von allem, was ich in Abessinien gesehen, beobachtet und auch wohl aus *Ludolf* und neueren Reisebeschreibungen zusammengetragen hatte. Er durfte in der That nur meinen ihm mitgetheilten Thatsachen eine gefälligere Form geben, — und sein Buch war fertig. Wohl wissend, dass es *Harris* um litterarischen Ruhm zu thun war, dazu stets von ihm und seiner ganzen Gesellschaft auf die freundlichste Weise behandelt, bot ich ihm alles dar, was ich wusste, und wo ich etwas nicht wusste, bedurfte es nur einer Frage bei den Eingebornen. Eine Danknote von der Regierung zu Bombay war auch Folge der Anerkennung, welche *Harris* meinen ihm geleisteten Diensten widmete. Während des Majors Anwesenheit in Shea schrieb ich kein Journal nach London. Sie finden daher in meinem gedruckten Tagebuch auch nichts aus jener Zeit. Ich brauchte nicht wegen Informationen zu geizen, und überliess sie daher lieber einem andern, der sie im Grunde doch besser verwenden konnte als ich. Merkwürdig aber ist, dass der englische Reisende *Dr. Bots* das Geheimniss offenbarte und in England erklärte, *Harris* habe seine Informationen hauptsächlich von mir. Es war freilich wahr, aber es that mir sehr leid, dass die Sache so plump der Oeffentlichkeit übergeben wurde. *Bots* und der französische Glücksritter *Hechet* thaten freilich dasselbe (*allons vitale arare*) auch, aber sie wussten die Sache besser zu verdecken.

Noch mehr aber wurde ich mit Freude erfüllt, als ich wahrnahm, wie Sie Sich nicht scheuten, den Schmutz abessinischer Legenden u. a. w. zu durchwühlen. Ich gestehe, ich habe es auch mehrere Male versucht, habe aber immer wieder den Muth verloren, namentlich in dem Buche *Honech*. Sie verdienen es daher, Ihre Ausdauer und Mühe durch einige Goldkörner

1) Diese inhaltreichen Mittheilungen sind einem Briefe unseres correspondirenden Mitgliedes, Herrn Missionars *Krupf* (Rabba Empia, Wanika-Land, Ost-Afrika, v. 20. September 1848.) an Herrn Prof. Dr. v. *Bunsen* entnommen. Wir geben den Brief, abgesehen von einigen Anmerkungen, vollständig, da es von Interesse ist, eine so gewichtige Stimme über den hier behandelten Stoff zu hören.

belehrt zu sehen. Endlich freute es mich nicht minder, zu sehen, wie Sie meine Mittheilungen über die *Suabli*-Sprache so zu sagen unter Dach und Fach zu bringen wussten. Ihre Bemerkungen bestärkten mich aufs neue in der Ansicht, dass Missionare, wenn sie einmal auf das Feld der Wissenschaft sich einlassen, nichts besseres thun können, als wahre und klare Thatsachen den Gelehrten in der Heimath zu übersenden und diesen die Verarbeitung der rohen Stoffe zu überlassen. So sollen Wissenschaft und Mission sich gegenseitig fördern. Man lasse die Missionare getrost das Ziel verfolgen, das sie zur Heidenbekehrung aus der Heimath in die Ferne getrieben hat; man erwarte von ihnen keine besondern Leistungen der Wissenschaft — das können und dürfen sie nicht liefern, auch wenn sie das Talent und die Gabe hinlänglich hätten —: aber man erwarte von ihnen, dass sie alles gewissenhaft mittheilen, was um sie her vorgeht, was sie beobachten auf dem Boden, auf dem sie stehen, und was sie wahrnehmen in der Geschichte des Volkes, unter dem sie wohnen. Aber man verlange nicht, dass sie ihre werthvolle Zeit dazu anwenden, um eigentlich wissenschaftliche Forschungen anzustellen. Dies ist Sache der Gelehrten in der Heimath, deren Scharfsinn nichts weiter braucht, als empirische Thatsachen vor sich zu haben. Auf der andern Seite ist es eben so wenig in der Ordnung, wenn der Missionar sich über die Wissenschaft nicht freuen oder sich den Genuss versagen wollte zu sehen, wie der von ihm gelieferte Stoff aus den Händen des heimathlichen Gelehrten geordneter und in veredelter Gestalt zu ihm zurückkehrt. Kurz Wissenschaft und Mission sollen sich aufs innigste mit einander befreunden. Es wird dies auch immer mehr und mehr geschehen. Nur muss die Wissenschaft eine christliche sein, wie auch die Mission eine christliche sein soll. Kein Theil darf ferner den andern unbeachtet lassen oder ihm seine Dienste entziehen, ohne mehr oder weniger sich selbst zu schaden. Dasselbe gilt auch vom Handel, nicht minder von der Politik. Selbstsucht und Vereinzelung müssen aus den menschlichen Bestrebungen schwinden, wenn sie gedeihen sollen. Freilich muss die Mission zuerst auf ewige Dinge gerichtet sein und dem Menschen den Weg zu seinem verlorenen höchsten Gute zeigen, aber sie muss dann auch in zweiter Linie die zeitliche oder sociale Seite des Menschen ins Auge fassen, und da kann und soll sie dem christlichen Gelehrten, wie dem christlichen Kaufmann u. s. w. dienen. Mit der Weckung ewiger Bedürfnisse erwachen auch erst die christlichen Bedürfnisse des menschlichen Leibes. Diese hat der Handelsmann, der Civilisations-Mann vorzüglich zu befriedigen, und die christliche Politik (denn nur vom Standpunkt des Christenthums aus kann es eine wahre Politik geben) soll alle jene Thätigkeiten gegen Gewaltthat schützen. Darin liegt die Bedeutung des grossen Einflusses, welchen die Vorsehung den christlichen Mächten gegeben hat. Nicht sollen sie zu selbstsüchtigen Eroberungen ihre Macht benutzen, sondern dazu, dass die Wahrheit in Religion, Kunst, Wissenschaft und Handel sich über die Welt ergiessen könne. Wie traurig, wenn der Missionar ein rohes Barbarenvolk aus seinem Schlummer erheben hat und dann sehen muss, wie der sittenlose Handelsmann oder selbstsüchtige Politiker das schöne Werk wieder ins Stocken bringt! Ist dies nicht ein Verlust für die Religion, und gewiss auch für die Wissenschaft, für Handel und Politik selbst?

geht von etwa 90 Stunden von der Küste landeinwärts. Vom Herzog in Kilima wurde *Robmann* gut aufgenommen. Der Häuptling jedes Stammes heisst *Mangi*, was unserem *Herzog* entspricht. Sein Gebiet ist sehr klein, etwa wie ein grosses württembergisches Oberamt. Jeder *Mangi* hat sein Gebiet mit zwei Gräben umzogen, etwa 10 Fuss tief und 8 Fuss breit. Es geschieht dies zum Schutz des Landes. Der *Mangi* hat unumschränkte Macht und alle seine Leute sind eigentlich seine Sklaven. Sie müssen ihn sogar fragen, wenn sie sich verheirathen wollen, was erst spät und bei völliger Reife des Jünglings und der Jungfrau geschieht, nicht wie bei den *Wanika*, wo sie schon im 12. Jahre sich ein eben so junges Mädchen suchen oder eigentlich mit 3—4 Thalern von den Eltern kaufen, welche Summe Geldes aber zurückgegeben werden muss, wenn der Mann die Frau verlässt.\* Die *Dahagga*-Leute sind sehr munter und verständig und würden Künste sehr schnell einführen, wenn man sie etwas lehren würde. Die Weiber sticken die kleinsten *bonds* so niedlich in die Kleider, dass selbst in Europa eine solche Stickerei ihnen Ehre machen würde. Da die Leute wenig Kleider von der Küste bekommen können, so tragen sie hier Hüte, lassen aber in Beziehung auf Anstand noch vieles zu wünschen übrig. Ihr Schaamgefühl ist sehr gering. Ihre Sprache ist mit dem *Suahili* sehr nahe verwandt, und *Robmann* fand die Wurzel von manchen *Suahili*-Wörtern, die ich noch nicht kannte. Es ist wirklich merkwürdig und bereitet dem Sprachforscher grosse Freude und Genuss, wenn er die Bedeutungen der verschiedenen Dialekte vergleicht. So z. B. heisst *ka teta* in der *Nafir*-Sprache „zu reden“, im *Suahili* „zu streiten“, weil das heftige und laute Reden dieser Afrikaner dem Streiten gleicht und meist damit endet.

In *Dahagga* ist viel Elfenbein, weil es in der grossen Wildnis, welche diese Länder umgibt, sehr viele Elephanten und andere wilde Thiere (*Rhinoceros*, Büffel u. s. w.) giebt, denen auch *Robmann* mehrfach begegnete. Doch das Wichtigste was *Robmann* in *Dahagga* sah, war der himmelhohe Berg *Kihî mandahere*, der mit ewigem Schnee bedeckt ist. Sollten Sie dies auch glauben? Und doch ist es so. Die *Suahili*, welche den Schnee nicht kennen, erzählten uns früher viel von diesem Berge und sagten, es sei lauter Silber auf dessen Gipfel, aber die *Pope* oder üblen Geister wollten die Leute nicht hinaufsteigen lassen. Wir hielten natürlich dies für Aberglauben, dachten aber doch, es möchte irgend ein physisches Verhältniss demselben zu Grunde liegen. Ich dachte an den sehr palpablen Sand in Arabien, wo man unter-sinken soll<sup>1)</sup>. Allein das Geheimniss ist jetzt gelöst. Das Silber ist der Schnee, der in den Händen eines *Suahili*; der sich „das weisse Ding“ bringen liess, zerschmelzt, und die *Pope* sind die Kälte, welche allerdings diese halb nackten Afrikaner tödten oder lähmen kann, wie sie denn sagen, dass der frühere König *Roogua* viele Leute auf den Berg geschickt habe, von denen nur einer zurückkam mit krummen Händen, die unbrauchbar wurden.

*Robmann* konnte den Berg nicht besteigen, weil das Misstrauen des Herzogs erweckt worden wäre. Man müsste nothwendig einige Zeit bei dem

1) S. v. *Wrede* im *Journal of the Royal Geographical Society*. Vol. 14.  
D. Red.

Mangi wohnen, um seinen Verdacht hinwegzuräumen. Dieser Schneeborg giebt denn auch das Wasser zu mehreren Flüssen, welche hier entspringen, z. B. die Flüsse *Gona* und *Lomi*, welcher letztere unter dem Namen *Pungwi* Sansibar gegenüber in die See geht. Im Südosten von *Dshagga* ist ein grosser See, der *Ariaro* heisst. Dort sind hauptsächlich die Elephanten.

Einzelne hohe Berge erheben sich noch über die grosse Wüste. *Reb-mawa* erhielt den Orden des *Mangi*. Dieser schlichtete eine Kuh und wand ein Stückchen von der Haut um den Mittelfinger des Reisenden. Dadurch wurde dieser in den besonderen Schutz des *Mangi* aufgenommen, gleichsam zu seinem Sohn erklärt, was sehr wichtig ist, weil man ohne den *Mangi* nicht ein und ausgehen kann.

Nachdem nun *Reb-mawa* seine Reise glücklich vollendet hatte, so schien es uns wichtig auch den Südwesten (wenigstens wie ein *Johannes* vorbereitend) mit der Botschaft des Evangeliums bekannt zu machen. So kam die Reihe nun an mich. Ich schlug vor, von hier aus zu Lande zu gehen, weil ich wusste, dass die listigen *Suahili* mir an der Küste von *Tanga* nicht erlauben würden, ins Innere vorzudringen. Ich wollte sie also in ihrer eigenen List fangen und von Innen heraus an ihre Küste kommen. Diese stolzen *Muhammedaner* sind bisher unser Haupthinderniss gewesen, und hätte ich meine *abessinischen* Erfahrungen nicht gehabt, wäre ich vielleicht nutzlos geworden im ersten Jahre. Sie sind es, die für ihren Handel fürchten, wenn die *Europäer* ins Innere vordringen, wo die Eingebornen den Handel mit den *Weissen* gern sehen würden. Sie sind zugleich auch die grossen *Sklavenhändler* an der ostafrikanischen Küste, und ihrem Treiben ist es beizumessen, dass sich zum Hohn europäischer Bestrebungen der *Menschenhandel*, mit empörender Grausamkeit geübt, immer weiter unter den anwohnenden Stämmen, wie die *Wanika* und *Wakamba*, welche bisher *Sklaven* nicht hielten, verbreitet.

Doeh lassen Sie mich meine Reise nach *Usambara* ohne Verzug antreten. Mein Weg führte mich zuerst 6 Tage lang nach vielen Umwegen und Verirrungen meines des Weges in dem dichten Walde unkundigen Führers durch die oben erwähnte menschenleere *Wildniss*, die ich glücklich überwand, ausser dass mein Esel verloren ging in Folge des Erschrockens vor einem *Nashorn*, dem wir im unwegsamen Dickicht unerwartet begegneten. Unser Weg war stets eben, aber sehr oft von Dornen versperrt und beschwerlich. Auch fanden wir oft kein Wasser. Erst am Flusse *Umbe* kamen wir wieder zu *Menschenhütten* im Lande des *Mongo*-Stammes, der zu den *Wadigo*-*Wanika* gehört. Der Fluss *Umbe* kommt von den nordöstlichen Gebirgen von *Usambara*. Aus demselben Lande kommen die Flüsse *Empombo* und *Emfelmusi*, welche alle ins Meer gehen. Nachdem wir das *Wadigo*-Gebiet verlassen hatten, kamen wir zum Stamm der *Wachini*, welche dem *König* *Kmeri* von *Usambara* unterworfen sind. An der Grenze musste ich (wie in *Shea*) warten, bis die *königl. Erlaubnis* kam, dass ich *Se. Majestät* Land betreten dürfe. Ich fand bald, dass ich in einem monarchischen Lande war, wo viel Ordnung und Ruhe herrscht. Ich wurde nicht, wie bei den *Wanika*, von *Bettlern* geplagt. Die Tochter des *Königs*, welche an der Grenze einen *Distrikt* beherrscht, bewirthete mich gut. Sie ist verheirathet, hat aber das

Regiment in ihren Händen. In ihrem Aeußern unterscheidet sie sich wenig von den andern Frauen. Sie arbeitet eigenhändig in Gemeinschaft mit ihren Sklavinnen. Nach langem Warten kam die ersuchte Erlaubnis und der Tochtermann des Königs war beauftragt, den *Emungu*, d. h. Europäer, zu bringen. Er hatte noch keinen vorher gesehen. Unser Weg wurde bald sehr steil und beschwerlich, nachdem wir das Niederland überschritten hatten. Es ging nun Berg auf und ab, über Stock und Stein. Zuerst stiegen wir etwa 3000 Fusz, wo der Unterschied der Temperatur schon empfindlich fühlbar wurde, hinauf, dann sogleich eben so tief wieder hinab. Kurz ich fand, dass etwas Wahres an dem Namen von *Usambara* (in Kinika) oder *Usambala* (in Kisambara), oder *Usamba* (in Kisaahili) ist, wenn es nämlich *Kriecherei* heißen soll, vom Verbum *tamba*, oder in Kinika *kambala*, d. h. kriechen. In der That kann man auch nicht 10 Minuten auf der Spitze eines Berges oder einem Berggrücken fortgehen, ohne schon wieder hinab zu müssen, und oft so steil, dass man genöthigt ist, an Gras und Gestrüch sich anzuhalten, auch wohl die Höhe hinabzugleiten. Weder in Europa noch in Afrika habe ich ein solches Bergland gesehen. Das Hinabsteigen ist meist nur, um unten in der Tiefe über einen Bach oder eine Ravine zu setzen. Wasser giebt es hier im Ueberflus. Wasserfälle, Bäche, Sümpfe (wo namentlich Reis gut gedeiht), Wälder, kurz alles verleiht dem Lande ein schweizerisches Aussehen. Oft war es empfindlich kalt, namentlich da, wo der Wind durch enge Thäler strich, und manchmal fand ich, dass das November-Wetter mich trübe stimmte, und ich wieder froh war, wenn die Sonne hinter den Wolken hervortrat. Auf dem Wege labten wir uns oft am Zuckerrohr und Pisang. Von beiden giebt es ganze Wälder, von denen der Reisende nehmen kann, so viel ihm beliebt. Einmal kamen wir durch einen Wald, der Millionen Thaler werth wäre wegen des vielen Schiffsbaumholzes. Gerade, dicke Segelbäume von 100 Fusz Höhe gab es in Menge in diesem Walde, der sich 4 Stunden weit erstreckte. Zehn Tage nach unserer Abreise von der Grenze kamen wir in das schöne *Kerengu*-Thal, welches die Provinzen *Bondei* und *Usambara* trennt. Dieses Thal ist offen gegen Süden und Norden, und da ist es allein, wo das Königreich *Kmeri*'s angreifbar wäre. Ein Fluss strömt hindurch dem *Fungani* zu, der hier *Luffu* heißt, aber bei *Dshagga Loui* genannt wird. Endlich erreichte ich die erste Residenz, welche *Fuga* heißt, in welche ich aber nicht hineingehen durfte, weil die Leute fürchteten, der *Koma* oder *Pope* werde durch einen Fremden beunruhigt. Auch die Muhammedaner dürfen nur am Fusse des Berges sich aufhalten. Von *Fuga* kam ich nach *Bella*, der zweiten Residenz, wo ich dem Könige vorgestellt wurde. Er ist ein grosser, schöner Mann mit einem Löwenblick. Seine Adresse ist: *Simba wa Mwana*, d. h. *der Löwe ist Er selbst*, im Gegensatz zu den Gouverneuren, den *Motema Löwen* auf ihren Löwenbergen. Die mohammedanische Partei suchte ihn gegen mich einzunehmen, aber er erklärte, dass ich sein Gast sei, den er schützen werde. Wäre das nicht gewesen, so wäre ich wohl schwerlich mit dem Leben davon gekommen. Denn sein Wort ist: *Leben oder Tod*. Er war geneigt, einen Missionar aufzunehmen, wollte aber *Mechaniker* oder *Handwerker* dabei haben, die ihn *Misungu* (Sing. *msungu*; d. h. *Welchelt*, *Kunst*, wovon wohl richtiger *Emungu*, Plur. *wasungu*, d. h. *der Europäer*,